

Spuren des Lebens

Joana Hadjithomas und Khalil Joreige begegnen dem Krieg im Libanon auf ästhetische und teils poetische Art

Von Annette Krauß

München (DK) Die Welt ist zerbrechlich und Lebensspuren verlieren sich – das ist seit Jahrzehnten leidvolle Erfahrung für die Menschen im Libanon. Als Künstlerduo aus Beirut verarbeiten Joana Hadjithomas und Khalil Joreige ihre permanente Verunsicherung auf beeindruckende Weise unter dem Titel „Two Suns in a Sunset“ (Zwei Sonnen beim Sonnenuntergang). Installationen, Videos und Fotografien stellen im Haus der Kunst nun Lebensgeschichten vor Augen, und das Erstaunliche dabei: Sie thematisieren Krieg und Kunst auf eine ästhetische, poetische, zuweilen auch humorvolle Art und Weise.

Ein Postkartenständer an der Eingangstür verspricht harmlose Aufnahmen touristischer Orte. In Wahrheit zeigen die bunten Karten Abbildungen, deren Negative durch Feuer angebrannt sind. Die Fassade des Hotels Saint-Georges, direkt an der Mittelmeerküste, sieht aus wie von Einschüssen getroffen. Gleich daneben zeigen Schwarz-Weiß-Fotografien skurril verbogene Skulpturen – das eingeschmolzene Metall erinnert an Jugendstil-Formen. De facto sind es die im Krieg zerstörten Straßenlaternen Beiruts.

Die Künstlerin und der Künstler kamen 1969 auf die Welt, beide erlebten zwischen 1975 und 1990 den libanesischen Bürgerkrieg und spüren die bis heute andauernde Spannung im Mittleren Osten. Die Angst vor Bombenanschlägen ist Alltag, die Suche nach Spuren des Lebens und Überlebens ist ihr Thema geworden. Verblasste Filmaufnahmen aus dem Nachlass eines Onkels, der zu den 17000 Vermissten des Bürgerkrieges gehört, werden zu einer fast weißen Wand-Collage zusammengestellt, nicht entwickelte Foto-Negative werden archiviert, eine Liste dokumentiert minutiös, was darauf zu sehen wäre.

Berührend sind die Aufnahmen von kunsthandwerklichen Gegenständen, welche die



Postkarten aus dem Krieg: Joana Hadjithomas und Khalil Joreige erzählen Geschichten aus der jüngeren Geschichte und Gegenwart des Libanons und Beiruts. Foto: Joana Hadjithomas and Khalil Joreige

Künstler fotografiert und archiviert haben. Die nur wenige Zentimeter kleinen Objekte aus Stein oder Textil wurden im Geheimen hergestellt von Menschen, die in den engen Zellen des Internierungslagers Chiyam gefangen gehalten wurden. Nach der Befreiung des Südlibanon machte die Hisbollah den Ort einige Jahre lang zur Erinnerungsstätte, diese wurde dann aber 2006 durch die israelische Armee zerstört. Nur die Fotos erinnern noch an jene Menschen, die in ihrer Bedrängnis kleine Kunstwerke schufen, um seelisch überleben zu können.

Das Künstlerduo lehrt somit auf eine behutsame Art, kleine Objekte zu achten als Zeugnisse des Lebens und des Leidens. Die gezeigten Objekte sind eine Spurensuche in einem Land, dessen Zerbrechlichkeit überdeutlich wird in einem großen Wandpuzzle: eine Luftaufnahme von Beirut, zusammengesetzt aus vielen Rechtecken, die von den Besuchern entfernt werden können. Sichtbar wird dann eine spiegelnde Fläche, und auf der Rückseite des Puzzles-Steinchens ist zu lesen „Beirut existiert nicht“. Scheinbar ein Spiel auf einer Ausstellungswand – aber die Angst schwingt mit, dass dieser Satz Wirklichkeit werden könnte.

Dass in diesem Land am östlichen Rand des Mittelmeeres, eingezwängt zwischen Israel und Syrien, die Idee entstand, Raketen zu wissenschaftlichen Zwecken ins All zu schießen, ist auch im Libanon selbst in Vergessenheit geraten. Joana Hadjithomas und Khalil Joreige erinnern mit zusammengefalteten Papierfotos an die „Libanesischen Raketen-Gesellschaft“. Plexiglas-Skulpturen simulieren die Rauchsäulen dieser Raketen, und dies zeigt, dass die beiden auch mit Humor auf ihr an Kultur so reiches und vom Krieg geschundenes Land blicken können.

Haus der Kunst, bis 12. Februar 2017, geöffnet täglich von 10 bis 20, donnerstags bis 22 Uhr. www.hausderkunst.de.

Urteil: Gema verliert

Berlin (dpa) Musikverlagen in Deutschland drohen Einnahmeverluste in Millionenhöhe. Nach einem Urteil des Berliner Kammergerichts haben die Verlage kein Recht, ohne weiteres an den Einnahmen aus Urheberrechten von Komponisten und Textern beteiligt zu werden. Im Streit mit der Gema gab das Gericht gestern dem ehemaligen Piraten-Politiker und Musiker Bruno Gert Kramm und seinem Bandkollegen Stefan Ackermann überwiegend Recht. Die Verwertungsgesellschaft dürfe im vorliegenden Fall nicht mehr einen Teil der Tantiemen an die Verlage ausschütten.

Das Urteil erfolgte in letzter Instanz. Ob ein Revisionsantrag vor dem Bundesgerichtshof (BGH) zulässig ist, soll aus der schriftlichen Urteilsbegründung hervorgehen. Wie viel Geld die Gema rückwirkend bis zum Jahr 2010 an die Kreativen zurückzahlen muss, ist offen. Zunächst müsse sie Auskunft über ihre Einkünfte vorlegen. Laut Piraten handelt es sich um einen Millionenbetrag. Die Musikverlage erhalten laut Piraten bisher etwa 40 Prozent der Gema-Einnahmen.

Die Kläger hatten argumentiert, eine pauschale Vergütung für die Verlage sei im digitalen Zeitalter obsolet. Die Rolle der Verlage habe sich grundlegend verändert, viele drucken heute weder Noten noch Texte. Was ursprünglich als Investitionsschutz gedacht gewesen sei, sei ein Relikt aus alten Zeiten geworden. Den Urhebern gingen dabei wesentliche Erlöse verloren. Die Gema will sich erst zu der Gerichtsentscheidung äußern, wenn das schriftliche Urteil vorliegt.

Mit dem Urteil werde für die Musikbranche das BGH-Urteil zur Verwertungsgesellschaft Wort (VG Wort) fortgeschrieben, sagte eine Gerichtssprecherin. Der BGH hatte dazu entschieden, dass die Einnahmen der VG Wort ausschließlich den Autoren zustehen. Für eine Ausschüttung an die Buchverlage gebe es keine rechtliche Grundlage.

Abkürzeritis

Wie soziale Medien die Sprache verändern

Von Susanne Kupke

Mannheim (dpa) Durch Facebook, Twitter und Co. verändert sich Sprache – doch nicht unbedingt zum Schlechteren. Davon sind Sprachforscher überzeugt. „Die meisten Nutzer im Internet wollen durch innovative sprachliche Strategien beeindruckt“, sagt die Mannheimer Sprachwissenschaftlerin Eva Gredel. „Die Sprache verrottet dadurch nicht wirklich, sie differenziert sich nur mehr aus: Es geht darum, den Stil für seine Community zu finden“, erläuterte die Sprecherin des Wissenschaftsnetzwerks „Diskurse digital“ vor einer Konferenz zum Thema heute und am morgigen Mittwoch in Mannheim.

Sprachforscher des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Netzwerks diskutieren dabei unter anderem, wie etwa Twitter-Hashtags wie „#Regretting-Motherhood“ die Diskussion über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf beeinflussen und wie es kam, dass Wortneubildungen wie „Flüchtlingsflut“ oder „Asylantentrom“ zur Hass-Sprache avancierten.

„Sprache verfällt nicht“, betonte Wissenschaftlerin Gredel am Beispiel des teils sehr speziellen Slangs mancher Wikipedia-Autoren. Die ziehen schon mal über „Newstickeritis“, „Zitieritis“ oder „Abkürzeritis“ her, um Beiträge zu diskreditieren, die ihnen nicht ad-

äquat erscheinen. „Jeder Sprecher hat einen unterschiedlichen Stil.“ Wer als „Troll“ bezeichnet wird, kann sich sicher sein, dass es kein Kompliment ist.

Eltern, die sich über die teils schmale sprachliche Kost ihres Nachwuchses etwa via WhatsApp aufregen, kann die Wissenschaftlerin beruhigen: „Wenn Schüler mehrere Stile beherrschen, ist das doch nicht schlecht.“ Der Notendruck in der Schule sorgt aus ihrer Sicht schon dafür, dass Kinder und Jugendliche neben der Netz-Kommunikation auch die regelkonforme Sprache beherrschen.

Dass Donald Trump es mit „Vulgärsprache“ auch im Internet ins US-Präsidentenamt geschafft hat, heißt für Gredel nur: „Einzelne Akteure werden aggressiver.“ Ganz schlimm findet sie Metaphern wie „Flüchtlingsflut“, die Menschen in Not als Naturkatastrophe darstellen. In welchen Netzwerken so etwas am meisten vorkommt, ist noch Gegenstand der Forschung.

„Digitale Plattformen wie Wikipedia und Facebook sind ein sozialer Raum, an dem gesellschaftliche Entwicklungen sprachlich beobachtbar werden oder Diskurse überhaupt erst entstehen“, sagte Gredel. An dem Wissenschaftsnetzwerk „Diskurse digital“ sind neben der Universität Mannheim und dem Institut für Deutsche Sprache derzeit acht weitere Universitäten beteiligt.

Von Hannes S. Macher

München (DK) Ob Gestapo oder Stasi, in Nazi-Deutschland und in der DDR waren die Spitzel allgegenwärtig. Und zunehmend sind sie auch heute in zahlreichen afrikanischen und asiatischen Staaten, in südamerikanischen Diktaturen und auch im Nato-Land Türkei, das in die EU aufgenommen werden möchte, erschreckend aktiv. Das Muster der Geheimdienste ist überall

gleich: Daten von „Staatsfeinden“ sammeln, „Abweichter“ ausspionieren und ihr persönliches und berufliches Umfeld „aufhellen“, um Material über „Abtrünnige“ zu erhalten, die von einer korrupten Justiz dann ins Gefängnis gesteckt werden.

Selbst vor den Schulen machen die Agenten der Diktatoren nicht halt. So wie in Antonio Skármetas Jugendbuch „Der Aufsatz“: Ein Offizier als Vertreter eines autoritären Systems taucht eines Tages in ei-

nem Klassenzimmer auf, schüchtern das Lehrpersonal mit Drohungen und Repressalien ein, um deren Zustimmung zu erreichen, dass die Schüler einen Aufsatz schreiben sollen. Keine fröhlichen Reminiszenzen freilich an Schulfeiern, Wandertage und andere lustige Erlebnisse, sondern, wie der Geheimdienstmann ultimativ einfordert, „was ihr so macht, wenn ihr von der Schule nach Hause kommt, was eure Eltern machen, wenn sie von der Arbeit kommen. Über Freunde und Bekannte, die euch besuchen, was alles so erzählt wird, worüber beim Fernsehen gesprochen wird.“

Welch eine ideale Vorlage eigentlich für ein jugendgerechtes, aufklärerisches Theaterstück! Eine aufrüttelnde Parabel über die Methoden der Geheimdienste in aller Welt, um die Menschen einzuschüchtern und sie an der Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu hindern, hätte man aus dem Bestseller des chilenischen Autors Skármeta (Jahrgang 1940) destillieren können. Doch George Podt, Intendant der Schauburg, des Münchner Theaters der Jugend, machte eine brave Erzählstunde ohne Biss und Dramatik daraus.

Da sitzen im Bühnenhintergrund drei stumme Geheimdienstmänner, eingerahmt von Tonband- und Kopiergeräten, von Abhörmaschinen und Filmprojektoren, stempeln und lochen die eingegangenen Spitzelberichte zwar akkurat,

aber ohne betroffen machen den Effekt. Und in der Mitte der Bühne thront der Vater des neunjährigen Schülers Pedro, vor einem Schachbrett grübelnd, auf einem Podest, um die Geschichte des Titelgebenden Aufsatzes erstaunlich emotionslos zu erzählen. Dessen entledigt sich Peter Wolter zwar sehr souverän, doch „der Verfall der Menschlichkeit in einer Diktatur“ (Skármeta) wird hier schlichtweg verplaudert. Und so fragt man sich eine gute Stunde lang, warum George Podt als Arrangeur des Textes und Regisseur dieser Uraufführung diese eigentlich höchst traurige Geschichte nicht von Pedro selbst erzählen lässt. Warum nicht Pedros Mutter ihre Ängste, andere Eltern ihre Befürchtungen und die Lehrerin ihre Verzweiflung über die Einschüchterung durch die Geheimpolizei selbst vortragen dürfen. Das wäre ein Theaterstück zum Nachdenken und Mitfühlen geworden, das Jugendliche auch berührt hätte. Aber diese staubtrockene szenische Präsentation rüttelt die Zielgruppe, Kinder und Jugendliche ab zehn Jahren, wirklich nicht auf. Schade.

Einzig die von Jacky Gleich aus dem Buch übernommenen Porträtskizzen des suchenden, wissbegierigen, verunsicherten und verstörten Pedro retten diese Uraufführung ein wenig.

Vorstellungen am 15. und 17. November, 3., 5., 6. und 7. Dezember. Kartentelefon (089) 23 33 71 55.

Brave Erzählstunde

Uraufführung von Antonio Skármetas „Der Aufsatz“ in der Münchner Schauburg



Viel zu statisch, um spannend zu sein: Szene aus der Uraufführung „Der Aufsatz“ in München. Foto: Digiport